

**Rede des Präsidenten des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Wolfgang
Schneiderhan,
anlässlich der Feierstunde zum Volkstrauertag 2020
am 15. November 2020 im Deutschen Bundestag**

*Sehr geehrter Herr Bundespräsident,
verehrte Frau Büdenbender,
Königliche Hoheiten,
Herr Bundestagspräsident,
verehrte Frau Schäuble,
Herr Präsident des Bundesrates,
Herr Präsident des Bundesverfassungsgerichtes,
Frau Bundesministerin,
ich begrüße Sie sehr herzlich!
Sehr geehrter Herr Regierender Bürgermeister,
Herr Präsident des Abgeordnetenhauses,
Frau Wehrbeauftragte,
Herr Generalinspekteur,
Frau Botschafterin,
ich begrüße Sie herzlich.*

Ein herzlicher Gruß gilt den Vertreterinnen und Vertretern unserer Partnerorganisationen aus dem In- und Ausland sowie den vielen Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr und den Reservisten, denen ich allen für die engagierte Unterstützung unserer Arbeit danke.

Ich begrüße Sie hier im Plenarsaal und in diesem Jahr insbesondere auch die vielen Zuschauerinnen und Zuschauer, die diese Gedenkstunde im Fernsehen verfolgen, darunter all jene Gäste, die leider in diesem pandemiebedingt verkleinerten Rahmen nicht persönlich hier sein können, was uns allen leidtut.

Vor 75 Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende, er hatte zwischen 60 und 70 Millionen Tote hinterlassen.

Für die Überlebenden war der Krieg mit dem Schweigen der Waffen aber nicht vorbei. Sie hatten Angehörige oder ihre Heimat, ihre Gesundheit oder ihren Lebenswillen verloren. Kein Krieg der Weltgeschichte forderte mehr Opfer als der Zweite Weltkrieg, und Deutschland war nicht nur militärisch geschlagen – es hatte sich durch den ungeheuren Zivilisationsbruch der nationalsozialistischen Diktatur, des Holocausts und des Angriffs- und Vernichtungskriegs moralisch selbst zerstört.

Die militärische Niederlage war auch ein Sieg, sie war die Befreiung Europas und auch Deutschlands vom nationalsozialistischen Übel. Aber viele Menschen in Deutschland konnten das 1945 nicht so empfinden.

Zu groß waren die Unsicherheit der Gegenwart und die Angst vor der Zukunft. Würde es je gelingen, die Familien zusammenzuführen, die Wunden, die Verfolgung und Denunziation gerissen hatten, zu heilen, die Städte wiederaufzubauen, demokratische Strukturen zu entwickeln und vor allem in die europäische Völkerfamilie wieder aufgenommen zu werden?

„Wenn die Angst anklopft, schick die Hoffnung an die Tür.“ Das ist ein Satz, den man oft hört, wenn eine Situation schwierig geworden ist. Im Falle der Westzonen Deutschlands war es eher umgekehrt. Die Angst war hinter der Tür, und die Hoffnung klopfte an.

Gerade einmal 16 Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa forderte der britische Staatsmann Winston Churchill, der zwischen 1940 und 1955 insgesamt zehn Jahre lang Premierminister des Vereinigten Königreichs war, Deutschland die Hand zu reichen. Es werde, so Churchill in einer Rede an der Universität Zürich im September 1946, kein Wiederaufleben Europas ohne ein geistig großes Deutschland geben.

Die Briten hatten gemeinsam mit den beiden anderen Westalliierten großen Anteil daran, dass dieses Deutschland sich in dem Bereich, in dem sie Einfluss ausüben konnten, demokratisieren und wirtschaftlich entwickeln konnte.

Sie waren als Sieger gekommen und sind als Freunde geblieben. Sie haben den Deutschen Solidarität erwiesen, obwohl sie im Krieg große Opfer bringen mussten und die Wunden sehr tief waren. Wir verdanken ihnen viel – und wir danken es ihnen. Ich freue mich sehr, dass wir dies heute Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen von Wales, direkt sagen können. Seine Anwesenheit ist uns eine große Ehre und sie ist ein Zeichen der tiefen britisch-deutschen Verbundenheit, die wir in sehr, sehr vielen gesellschaftlichen Bereichen feststellen können.

Die zahlreichen deutsch-britischen Städtepartnerschaften sind ein Beispiel dafür. Ein anderes ist der große Gedenkkranz, den deutsche Auszubildende gefertigt haben, und den Sie gleich noch in dem kurzen Film sehen werden. Er ist mit der britischen Mohnblume und dem deutschen Vergissmeinnicht geschmückt. Wir waren im Krieg getrennt, sind aber in Erinnerung und Gedenken vereint – über die Generationen hinweg.

Die Niederlage als Sieg, die Angst als Hoffnungsmacher, die Solidarität als Vertrauensvorschuss. Das sind Erfahrungen, die uns geprägt haben und die wir uns heute wieder ins Gedächtnis rufen müssen. Die Solidarität als Gegenentwurf zum Egoismus. Das betrifft die Beziehungen der Völker untereinander, aber auch die Verhältnisse innerhalb der Gesellschaft. Die Bereitschaft, Angst nicht zu leugnen, sondern in Hoffnung zu verwandeln, ist angesichts der wirklich furchteinflößenden globalen Entwicklungen eine wichtige Triebkraft. Etwas, das man als Niederlage empfindet, da es das Gewohnte beeinträchtigt, auch positiv zu sehen, weil es den Weg in Neues öffnet, ist eine wichtige Voraussetzung, die Zukunft in den Blick zu nehmen.

In diesem Jahr – das haben wir alle gespürt – ist vieles anders. Gerade das gibt dem heutigen Gedenken eine ganz besondere Tiefe. Es zeigt, wie zentral Solidarität zwischen den Staaten, aber auch im eigenen Land ist. Diejenigen, die damals um ihre Jugend betrogen wurden und die auf den Trümmern das Land wieder aufgebaut haben – die sind jetzt besonders verletztlich.

Und die junge Generation fürchtet, wie einst ihre Großeltern um ihre unbeschwerten Jugendjahre gebracht zu werden.

Die Jungen und die Alten stehen vor Erfahrungen, von denen sie nicht gedacht haben, dass sie sie je machen müssten. Aber sie wissen, dass sie die Herausforderungen nur gemeinsam, und nicht etwa gegeneinander, bestehen können.

Ein dreiviertel Jahrhundert ist es jetzt her, dass der Zweite Weltkrieg zum Stillstand kam. Man hört gelegentlich: Die Gefallenen der Kriege lehrten uns etwas. Aber sie sind nicht gestorben, um uns zu belehren, sondern weil wir unbelehrbar waren, weil wir auf die Katastrophe des Ersten Weltkrieges innerhalb zweier Jahrzehnte die des Zweiten haben folgen lassen. Daraus allerdings können wir nicht nur lernen – nein: daraus müssen wir lernen.

Wir haben erfahren, dass bornierter Nationalismus und autoritäre Strukturen in den Abgrund führen und dass es keine friedliche und prosperierende Entwicklung unserer Gesellschaften geben kann, die nicht miteinander gestaltet wird.

Wir können lernen, dass Hass und Fremdenfeindlichkeit, dass nationale Überheblichkeit und die Verachtung anderer, dass Antisemitismus und Rassismus die Feuer legen, die sich zum Weltenbrand ausweiten. Diese Flammen dürfen wir möglichst nicht entstehen lassen. Sobald sie nur ein bisschen auflodern, müssen wir sie löschen. Friedensarbeit fängt nicht an, nachdem ein Krieg begonnen wurde, sondern weit, weit vorher, indem sie verhindert, dass eine kriegerische Stimmung aufkommt.

Wir haben in unserem Teil Europas das Glück, in Frieden zu leben. Die letzten 75 Jahre sind die längste Friedensepoche in der europäischen Geschichte. Aber das alleine ist keine Garantie dafür, dass es auch so bleiben wird. Frieden ist wie Gesundheit: Er muss erhalten werden.

Wir lernen aus dem Zweiten Weltkrieg auch, dass ein Krieg, der sich gegen andere richtet, auf einen selbst zurückschlägt. Auch die deutschen Soldaten, die bei Bombenangriffen oder auf der Flucht umgekommenen Deutschen, die zu Tode gekommenen Kriegsgefangenen sind Opfer dieses Krieges. Auch ihnen gilt unser Mitgefühl. Es mag sein, dass viele von ihnen vor allem in den ersten Jahren den Angriffs- und Vernichtungskrieg unterstützt haben – schlussendlich hat er aber auch sie verschlungen. Aus dem Krieg gibt es auch für seine Verursacher kein Entrinnen.

1969 kreierte der britische Musiker John Lennon das Lied „Give peace a chance“ – „Gebt dem Frieden eine Chance“. Aber wir müssen dem Frieden nicht nur eine Chance geben, sondern wir müssen ihm eine sichere und stabile Zukunft geben.

Wir gedenken heute der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft, wir trauern mit den Angehörigen, wir halten inne, um uns ihr Leid zu vergegenwärtigen. Aber wir tun das nicht nur in einem erinnernden Rückblick, sondern mit dem festen Willen, solche Opfer in der Zukunft nicht mehr beklagen zu müssen.